

Nr. 62. Bromberg, den 31. März 1927.

Lukas Hochstrassers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

(23. Fortsetzun-)

Barbara sah zu und half dann ohne Aufforderung beim Werke mit. So fanden sie sich, wie schon früher, in gemeinsamer, dem Kinde geltender Arbeit. Barbara konnte die Sorge um die Zukunft zuweilen über der Gegenwart vergessen, und Christian wußte seinen Weg und hatte die Gewißheit: Uli, der Bub, wird das Geld haben! Er wird es!

Einen mied Christian in diesen Tagen, das war sein Vater. Vor dem bestand das nicht, was er im Sinne hatte. So klug er sich alles zurechtgelegt und -gerechnet hatte, wenn er an den Vater dachte, war es Christian, als habe er etwas Kleines, Erbärmliches im Sinne. Er konnte sich nicht helfen, daß ihm so war, wußte auch nicht recht, woher ihm das Mißbehagen kam, aber weil er es empfand, mied er nicht nur Lukas' Nähe, sondern zwang auch die Gedanken, daß sie nicht sich an den Vater hingen.

„Man sieht Christian gar nicht mehr“, sagte Lukas zu Brigitte. „Er weicht mir aus“, fügte er hinzu. „Es geht ihm nicht, wie es sollte, und er will es nicht eingestehen.“

Das sagte Lukas Hochstraßer am Tage vor demjenigen, an dem Christian am frühen Morgen und zur Zeit, da noch niemand ihn sehen konnte, mit seinem Militärgewehr in den Herrlibacher Wald hinaufging. Der Morgen war frisch, noch keine Sonne auf. Auf den Wiesen lag der Tau. Das Land war voll Klarheit. Christian war ein wenig bleich. Ein-, zweimal im Aufwärtssteigen bewegte sich sein kleiner roter Schnurrbart, als hätte er die schmalen Lippen, um etwas zu verbeißen, aufeinander gepreßt; aber er schritt sicher und fast rasch bergan, hatte die gelbgrauen Arbeitskleider an, den alten Strohhut auf dem Kopf. Morgen war die Prämie fällig! Jetzt war es Zeit!

Barbara hatte ihn früher als sonst aufstehen sehen, aber sich nicht darüber gewundert, nur Anstalten getroffen, es ihm nachzutun. Uli, der Bub, hatte sich geregt. Er, Christian, war noch zu ihm gegangen: „Schlaf noch, du, was, was, was! So früh ist man nicht!“ Mit den gutmütig scheltenden Worten hatte er den Knaben im Bett auf die Seite gedreht, sorglich zweimal noch über die Decke gestrichen, ehe er wegging, und immer den Gedanken dabei gehabt: ‚Jetzt bist du versorgt, Bub, fein versorgt!‘ Dieser Gedanke ging jetzt mit Christian Hochstraßer in den Berg hinauf; es war fast ein Triumphgefühl. Er hielt die Wohlhabenheit von Frau und Kind in der Hand! Nachdem sich alle Mühe vorher fehlgeschlagen, nachdem er lange sich abgesorgt hatte, war dieses Empfinden doppelt wohltätig. Es wurde immer wieder Herr über das kleine Bedauern, das dagegen aufkommen wollte und das schuld war, wenn die Lippen ein-, zweimal zitterten, das Bedauern: Du hättest doch gern noch gelebt.

Jetzt kam Christian an den Waldrand. Er zögerte nicht, sah nicht zurück; denn er war keiner, der weich wurde oder Raum für Gefühlsduselei, Trauer oder Wehmut in der Brust hatte. Immer war etwas von kleiner und geschäftiger Hast in seinem Wesen gewesen, das verließ ihn auch jetzt nicht. Mit diesem hastigen Fleiß hatte er im Leben alles angefaßt, er ging mit dem gleichen Fleiß auch an das Letzte.

Jetzt trat er in den Wald, tiefer hinein noch jetzt, dann schob er die Patrone in sein Gewehr. Die schöne Summe fiel ihm wieder ein, die sie bekommen würden, die Frau und das Kind. Er nickte. Eben bogen sich die Stämme des Waldes unter einem freien, großen Luftzug, als hätte der Morgen den ersten tiefen Atemzug getan. Dann fiel der Schuß.

Christian Hochstraßer, der hagere, zähe Mensch, lag unter den Bäumen am Waldrand. Sein knochiges Gesicht sah fahl aus dem Blättergrün des Buschwerks, in das er gesunken war. Das Exempel war zu Ende gerechnet. Er hatte den Strich unter die Rechnung seines eignen Lebens gezogen, und die Zäheit, mit der er das getan, war vielleicht das Größte, was an ihm gewesen.

Zu Mittag vermißte Barbara den Mann, am Nachmittag gingen sie ihn suchen. Am Abend fanden sie ihn. Lukas war der erste, der ihn liegen sah. Gleich nachher kam Barbara herzugeeilt, mit wirrem Haar, außer sich. Im Augenblick überkam sie der Schmerz mit einer fast wahnwitzigen Wildheit. Sie gebärdete sich an der Leiche als wie von Sinnen. Aber Lukas nahm sie bei der Hand und führte sie hinweg und heim. Knechte unter Julians Leitung nahmen den Toten auf. Lukas war ruhig, nur in seinem Blick war eine große Trauer. Wie das junge Volk sich verschwendete! Der eine seines Leibes Kräfte, der andere sein ganzes Selbst! Lukas dachte keinen Augenblick an die Möglichkeit eines Unglücksfalls. Als er den Sohn liegen sah, war wie mit einem Schlage der Gedanke in ihm: „Er hat es dem Geld zulieb getan.“ In der Wohnstube des Kollerhauses tat er später den Schreibtisch auf. Da lag die Versicherungspolice schön bereit, als hätte Christian die Frau mahnen wollen, daß sie sie nicht einzukassieren vergesse.

„Er hat dir das Geld verschaffen wollen,“ sagte Lukas, sich nach Barbara umwendend, die hinter ihm auf einem Stuhl saß und flennte, während Uli, der Bub, zufrieden von Möbelstück zu Möbelstück wackelte.

Sie trocknete die Augen. Das Geld! Langsam kam ihr zum Bewußtsein, was Christians Tod zur Folge haben würde. Die ganze große Summe bekamen sie ausbezahlt, der Bub und sie! In Barbaras enger Seele wallte es. Eine große Dankbarkeit gegen den Toten erfüllte sie, eine große Zufriedenheit mit ihm, mit dem sie von jeher sonderbar einig gewesen. So vollkommen war sie mit ihm einverstanden und fand vernünftig und gut, was er getan hatte, daß die Trauer um ihn davor klein wurde. Sie stand auf, nahm die Police aus Lukas' Hand und begann zu lesen. Manchmal sickerte noch eine Träne unter dem Lid hervor und fiel auf das Blatt, aber sie nickte, während sie las: Es war alles gut! Eben wollte sie Lukas sagen, wie gut alles sei, da merkte sie, daß er das Zimmer verlassen hatte.

Julian trat aus dem Nebenzimmer. Dort hatten sie den Toten auf sein Bett gelegt.

Lukas aber schritt heimzu. Er wollte selber die Nachricht der Tochter und Brigitten bringen.

Rosa, der er es zuerst mitteilte, sah ihn mit weitaufgerissenen Augen an. „Unser ganzes Haus ist zerrissen,“ stöhnte sie.

Lukas verließ sie und stieg zu Brigitte hinauf. Er traf sie, wie sie mit ihrem Kinde spielte, das sie auf dem Schoß trug. Eben als er eintrat, hob sie das jauchzende Kind empor und hielt es in den hochgestreckten Armen über sich. Ihr aschiges Haar hatte einen leisen Glanz, und ihr feines Gesicht leuchtete, ihre schwarzgekleidete Gestalt, die das helle Licht umfloß, war von einer großen Zierlichkeit und Jugend.

„Brigitte!“ sagte Lukas. Der Klang seiner Stimme verriet ihr, daß ihn etwas bedrückte. Sacht ließ sie das Kind auf ihre Knie nieder und sah zu ihm auf.

„Christian ist tot,“ sagte Lukas. „Er hat sich selbst das Leben genommen.“

„Mein Gott!" stammelte Brigitte.

Da übermannte ihn die Trauer einen Augenblick, daß er die Hand über die Augen legte. Sie aber setzte das Kind an den Boden und trat ein paar Schritte nach ihm hin. „Ihr habt viel Schweres, Vater," sagte sie scheu.

Er hatte sich inzwischen gefaßt. Sinnend fuhr er sich durch den Bart. „Wir müssen immer lernen, Brigitte," sagte er. „Ich hätte meine Hand fester über ihnen halten sollen."

Sie wußte, daß er seine Söhne meinte. Verlegen um das, was sie tun sollte, stand sie neben ihm. Dann sah sie, wie er langsam sich selbst wiederfand.

„Dieser Tage will ich David heimholen," sagte er plötzlich. Seine Stimme klang jetzt anders, stark, ruhig und bestimmt. Darauf nahm er Brigitte bei der Hand. „Ich will dir alles erzählen," fuhr er fort und führte sie zu ihrem Stuhl. Dann ließ er sich neben ihr nieder und sprach ihr von allem, was er von des Sohnes Tod wußte. Er wußte viel, denn er durchschaute scharf alles, was in jenem vorgegangen war.

„Der blinde Mensch," schloß er, „hat doch falsch gerechnet. Frau und Kind können das Geld nicht nehmen, ehrenhafterweise nicht."

Vielleicht erinnerte er sich in diesem Augenblick einer Pflicht, die ihm zu erfüllen blieb. Er brach plötzlich ab, strich Brigitte gedankenvoll und zärtlich mit der schweren Hand über den Scheitel. „Ja, ja, Kind," sagte er und fuhr dann dem kleinen Lukas über den hellen Kopf. „Ja, ja, Bub, kleiner," darauf verließ er die Stube.

Brigitte saß und hatte sein Bild vor Augen und neben ihm tauchten seine Söhne auf. Hatte nicht jeder sein Erbteil von diesem Vater dahin? Julian den Hochsinn und den Ehrgeiz, Martin die Lebensfreude — den zähen Fleiß und die Freude am Besitz Christian, und David das offene Auge für alles Schöne. Und doch war keiner ihm gleich, gingen sie niederwärts, während sein Weg aufwärts führte! Weil sie kein Gegengewicht für ihre Leidenschaften hatten, kein Ebenmaß in ihrem Wesen! Brigitte verglich und verglich — einen Sohn nach dem andern, und die Gestalt des Vaters wuchs nur höher vor ihrem Auge.

Achtzehntes Kapitel.

Auch Christian Hochstraßer lag auf dem Friedhof zu Herrlibach.

„Der Totenhof füllt sich," sagte Lukas und dachte an vier Menschen, die dort lagen, den Sohn, den er gestern begraben, die Frau, die ihm seit Jahren dort lag, den kleinen alten Mann, den die Verzweiflung getötet hatte, Brigittens Vater, und — an das fremde, arme Ding, die Magd, die sie im See gefunden hatten. Auch an die dachte Lukas, denn sie gehörte in sein Leben, und sein Blick schaute so scharf in die Vergangenheit wie in die Gegenwart.

Lukas war nicht mehr derselbe wie in den Tagen, da er sich zur Ruhe hatte setzen wollen. Äußerlich hatte er sich wohl wenig verändert, vielleicht war nur das leise Ergrauen des dichten Haares deutlicher zu sehen. Aber sein Wesen war herber, fast hart manchmal. „So sähe ich es gern," war seine Rede gewesen. „So will ich es haben," war sie jetzt.

Seinen Willen erfuhr Barbara, die Schwiegertochter, dieser Tage. Sie hatte sich auf die schöne runde Summe gefreut, die Christian, ihr Mann, für sie und das Kind erworben, und sie wollte seinen Tod bei der Gesellschaft anmelden. Da kam Lukas hinzu: „Du kannst das Geld nicht mit gutem Gewissen nehmen," sagte er.

„Er hat es mit dem Leben bezahlt," sagte Barbara. Ihre Augen funkelten scharf neben der Vogelnase.

„Für die Gesellschaft hat sein Leben keinen Wert gehabt," sagte Lukas, trat an den Tisch, zerriß den Brief, den Barbara mühsam aufgesetzt hatte, nahm die Police, die daneben lag, und zerriß sie ebenso gemächlich zu kleinen Fetzen.

Barbara sah ihn starr an, einen Augenblick fand sie vor Schrecken und Staunen nicht Worte. Dann sprang sie wie besessen vom Stuhl auf, bekam etwas hexenhaft Bösartiges und hob ein Schelten an, daß das Kind neben ihr vor Angst zu zetern begann. „Ihr habt kein Recht, habt Ihr!" schrie sie Lukas ein übers andere Mal an.

Lukas ging zur Tür und nahm die Klinke in die Hand. Als sie außer Atem kam, begann er ganz ruhig zu sprechen. Seine dumpfe Stimme überwand die ihre, als sie noch einmal dazwischenfahren wollte.

„Christian hat dir und dem Kind etwas Gutes tun wollen. So wollen wir nicht in seinem Namen etwas Schlechtes tun."

Barbara begann zu jammern. Wer dann sorgen solle für sie und das Kind?

„Ich werde Sorge tragen für euch," sprach Lukas. Dann setzte er ihr vieles auseinander. „Das Waisenamt wird mich zum Vogt über euch machen. So wirst du tun müssen, wie ich dir sage. Aber es soll dich nicht reuen, Barbara!"

Und die Witwe kam nicht wider ihn auf. Als er ging, war ihr wirr zumut. Sie sah ihm voll Zorn nach und konnte doch nicht leugnen, daß sie Achtung vor ihm haben mußte, fühlte sich sonderbar ruhig im Gedanken, daß er da war, der Schwiegervater, und vergaß die große, gleißende Zahl fast, die bisher in ihr Leben hineingeleuchtet hatte.

Lukas kam in den nächstfolgenden Tagen oft herauf und packte die Wirtschaft auf dem Kollergut mit festen Händen an. Er hieß Julian mit ein paar Knechten Hand anlegen, da umgraben, dort neu ansäen. Barbara erklärte er redlich, was seine Anordnungen bezweckten, und sie konnte ihm nicht unrecht geben; es war schon, als stünde auf dem Landgut alles besser, kaum daß er seine Hand darüber hatte. Und ehe sie sich recht besann, stand sie selber mitten in der Arbeit, die er anwies, und schaffte nach seiner Führung. Martha Schwerzmann, die starke Magd, bekam sie zur Hilfe.

„Bis die erste schwere Zeit vorbei ist," sagte Lukas.

Nachdem er so für die Schwiegertochter und ihren Besitz' gesorgt hatte, rüstete er sich zur Reise. Er pflog mit Julian eine lange Unterredung, nahm die Knechte zu sich auf seine Stube und gab ihnen allerlei Mahnung, selbst an den sorglosen Longinus ließ er sich ein ernstes Wort nicht reuen. Rosa rief er zuletzt zu sich. „Morgen gehe ich," sagte er, „ich will David heimholen."

Sie blickte ihn an. Etwas wie Bescheidenheit war an ihr, die sonst redselig und stets eigner Meinung gewesen. Der Vater hatte sich verändert! Irgendwie kam Widerspruch nicht mehr auf, wenn er etwas sagte!

Sie erwiderte, es sei gut. Hoffentlich sei David verständig, hoffentlich sehe er ein, welche Narrheit er begangen habe.

„Du kannst arbeiten," sagte Lukas. „Sieh zum Rechten und steh — — Brigitten steh recht zur Seite."

Sie versprach es, nicht freudig, aber ohne Zögern.

Er streifte sie mit einem sonderbaren Blick, als ob er zu sich selber spreche: „Mit der Zeit muß ich auch an dich noch herankommen, Mädchen." Dann ging er an seine letzten Reisevorbereitungen.

Am Morgen trat er, um Abschied zu nehmen, bei Brigitte ein. Das Kind jauchzte, als es ihn sah. Keiner seiner Enkel hing so an ihm. Es streckte die Ärmchen nach ihm aus und ruhte nicht, bis er es aufnahm.

„Ich gehe schwer von euch zweien fort," sagte Lukas und legte den Arm um Brigittens Schulter.

Sie antwortete nicht, lehnte sich nur an ihn und sah zu ihm auf, wunderte sich dabei, welche Kraft aus seinem Blicke leuchtete.

„Wenn ich David heimgeholt habe," fuhr er fort, „wollen wir hier ein neues Leben haben. Zusammenknüpfen will ich euch alle, daß ihr euch aufeinander verlassen könnt, wenn ich einmal nicht mehr da bin."

Sie wollte ihm entgegnen, daß schon jetzt seine Hand alle, Kinder und Enkel, zusammenbinde, aber das Schönreden paßte nicht zu beider Schlichtheit. Dann sprach Lukas schon von anderm, mit weithinstaunendem Blick. Plötzlich trat ein Ausdruck von Kümmernis in sein Gesicht: „Wo mag der andere sein, Martin?" sagte er.

Es war das erstemal seit langer Zeit, daß er diesen Namen nannte.

Brigittens schmales Antlitz färbte sich. Als er es sah, neigte er sich, als bäte er sie um Verzeihung, zu ihr herab und sah sie an. „Er ist meiner gewesen wie die andern," sagte er mit gepreßter Stimme.

Brigitte hatte nicht gewußt, daß der Kummer um den Sohn so tief in ihm saß.

Aber rasch überwand er sich wieder, gab ihr das Kind, das er zum Abschied küßte, reichte ihr die Hand und sagte mit seinem dumpfen, schönen Lachen: „Es ist Zeit. Tut recht, bis ich wiederkomme. Es wird eine lange Reise, wie ich noch nie eine gemacht habe."

Dann ging er mit großen Schritten hinweg.

Julian trug ihm die altmodische, mächtige Ledertasche, auf die aus Perlen ein Hund gestickt war. Er selbst ging in seinem schwarzen Sonntagsgewand, dem langen schlichten Rock, den schweren Schuhen, dem schwarzen halbhohen Filzhut. In der Hand trug er einen starken Stock mit gebogenem Griff, wie die Bauern ihn führen, wenn sie über Land gehen. Das Schiff brachte ihn nach St. Felix, mit der Bahn fuhr er dann lange und tief in das Land hinein, bis die Berge höher und höher aufstiegen und endlich wie eine Wand ihm den Weg zu versperren schienen, dieselben Berge, die er von seinen Fenstern zu Herrlibach aus sah. Der Zug hatte ihn am Vierländersee vorübergetragen. Nun stieg er aus, denn über den Berg wollte er zu Fuß wandern. Lange hatte er gewünscht, mitten unter den ragenden Gesellen zu stehen, die ihm das Glühen, das der Abend über sie goß, daheim in die Scheiben warfen. Die erste Nacht blieb er im kleinen Gasthause eines der Dörfer, die, wie die Hühnervölker sich unter ein Schutzdach verkriechen, an die untersten Lehnen des Gebirges sich hingesammelt haben. Früh am Tage brach er wieder auf, den Stock über der Schulter, an an dem er den Reisesack trug. Der Tag war groß und blau

und voll eines so wundervollen Lichtes, daß ihm deuchte, sie hätten dazuland eine andere Sonne als unten in Herrlibach am See, als wäre jene nur ein bescheidenes kleines Lichtlein gegen das goldene Feuerwunder, das über diesen Bergen stand. Dann traten die Gebirge näher zusammen, die Wälder hingen schwarz wie rauhes Pelzwerk an ihren granitenen Gliedern, und die Leute wohnten hier in verwitterten niederen Hütten, die wie Schlupfwinkel waren. Es war aber dazuland ein großes, zähes, hageres Volk, hatte etwas Hartes in Gesicht und Sprache, eine Knappheit und Herbheit, die ihn heimisch bei ihnen machte. Oft und oft blieb der Bauer aus dem Seeland bei dem und jenem Bergbauer stehen, und nachdem sie ihren kurzen Gruß getauscht, kamen sie auf das zu reden, was die Scholle trug und an Arbeit forderte, und unterhielten sich, als hätten sie sich lange gekannt, hatten eine enge Verwandtschaft in ihrer Art, ohne daß sie es recht wußten. Lukas Hochstraßer war wie in eine zweite Heimat gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingsergüsse.

Der Liebhaber.

. . . sende ich Dir, liebe Lu, ein paar bescheidene Veilchen, deren Duft Dich an das Versprechen erinnern möge, das Du mir im vorigen Frühjahr gegeben hast und auf dessen Erfüllung ich noch immer sehnsüchtig warte. Ich schlage vor, daß wir nächsten Sonntag nach Grünau hinausfahren, Du weißt, warum . . .

*

Herr Meyer.

. . . und beginnt, wie Sie wissen, jetzt die flaue Zeit in der Möbelbranche, und lege ich größten Wert darauf, daß meine Vertreter sich doppelt und dreifach anstrengen, meine Ware abzusetzen. Sehen Sie zu, was Sie machen können, meinetwegen nehmen Sie Akzepte in Zahlung, ich habe zu Ultimo schwere Verpflichtungen . . .

*

Der Globetrotter.

. . . hier an der Riviera ist es natürlich wie immer belämmert, selbst einem modernen Menschen wie mir fällt schließlich mal das ewige Jazzgedudele auf die Nerven. Vergiß nicht, mein Süßes, ein paar Flaschen Coty beizupacken . . .

*

Der Backfisch.

. . . er heißt Egon Heinz und geht schon in Prima. Gestern hat er mir Hustenbonbons mitgebracht, liebe Erna, ich habe mir bald einen Ast gelacht, wo ich sonst immer bloß die anständigsten Sarottipralinen esse, aber ich habe die Hustenbonbons doch gegessen, er ist doch zu nett, er hat so einen entzückenden Augenaufschlag . . .

*

Der Dichter.

. . . und draußen, Angebetete, begibt sich das Wunder. Aus den braunen Stäben der Zweige entfaltet sich die Pracht des frischen Grüns, die Lieder erwachen in den Herzen der Menschen, die Lieder und die Liebe. So nimm denn aus meinem Herzen, das mit allen Herzen in gleichem Schlage schlägt, das folgende Lenzgedicht . . .

*

Fritzchen.

. . . ich bleibe dihs Jahr Bestimt hängen aber Papa darf noch nichts dafon wissen es ist überhaubt eine Ungerechtigkeit, aber warte man, den Matematticklehrer stecke ich den ganzen Stuhl voll Stecknadeln. Er wohnt parterre, ich spucke in seine Stube . . .

*

Die Gattin.

. . . hoffentlich ist Deine Geschäftsreise bald zu Ende. Ich habe nämlich verschiedenes Wichtiges mit Dir zu besprechen, es handelt sich nämlich um meine Frühjahrsgarderobe, da sollst Du doch mit entscheiden. Übrigens habe ich sie schon gekauft, silberblau das erste, madonnenblau das zweite und zartrouge das dritte, Paris schreibt das jetzt vor, sie waren ja so billig, ein Gelegenheitskauf, alles zusammen einschließlich Hüten und Schuhen bloß 680 Mark. Da ist das silbergraue und ein Paar Krokodilschuhe allerdings noch nicht dabei. Indem ich Dir gutes Geschäft wünsche . . .

*

Der Musikant.

. . . bitte ich Sie, verehrter Verlagsdirektor, mir sofort einmal die Salonorchesterausgabe von Hildachs „Der Lenz ist da" zu schicken, zu den bekannten Bedingungen . . .

*

Ede.

. . . die Vilenbesitzer machen bei den schönem Weter immer Autoausflüje und die Dienstbohten bustren in der Gejend rum, da beginnt für unsereinem das Gescheft. Löbenstein macht morgen nach Italien und Kix hat sich mit den Dinstmätchen verabretet, da haben wihr knorke Bahn frei den Tichtijen. Ich bringe mein neuen Dittrich mit, den wo ich auf die Pollizeiausstellunk jeklaut habe . . .

Kurt Miethke.

Petrucha Awdjejew.

Skizze von Albert Liebold.

Den armen, unbedeutenden Petrucha Awdjejew, der in einer wenig belebten Straße zu Tiflis eine finstere, feuchte Kellerwohnung inne hatte, werde ich nie vergessen. Er hatte bessere Tage in seinen jungen Jahren gesehen. Aber sein Freiheitsdrang, sein Haß gegen die zaristischen Wüstlinge und Blutsauger waren ihm zum Verhängnis geworden. Gefangen und zu strengster Kerkerstrafe verurteilt, verlor er unter den Martern der Zuchthausjahre sein Augenlicht, und als sie ihn in die ewige Nacht entließen, war sein Besitz dahin, sein Weib tot, sein Sohn verschleppt und seine Tochter im Dienst bei fremden Leuten. Freunde von einst waren wenige geblieben, und auch diese standen achselzuckend, wenn er sie um Rat und Hilfe anging.

Um wenige Rubel mieteten sie ihr dunkles Kellerverlies, Maria gab den Dienst auf, wusch und nähte für andere Leute, die Mitleid mit dem Schicksale des blinden Greises hatten.

Ich habe lange Zeit nichts Näheres über das traurige, sonnenlose Dasein der beiden Menschen gewußt. Es war nicht viel mit der scheuen, auffallend schönen Tochter zu reden, wenn sie kam, um die Wäsche zu holen, oder wenn sie die fertige Arbeit zurückbrachte und mit kurzem Dankesworte den Lohn entgegennahm. Ihr Kommen und Gehen wurde bald zu einer automatisch abrollenden Selbstverständlichkeit meines ereignisreichen Lebens in Tiflis.

Aber wie man unter dem Eindruck von etwas Ungewöhnlichem aufhorcht, wenn eine Uhr plötzlich zum Stehen kommt, die regelmäßig der Stunden rinnenden Lauf in unsere Arbeit, unser Sinnen, unsere Muße tickte, so war mir eines Tages das unerwartete Ausbleiben des Mädchens seltsam und erfüllte mich mit einer gewissen Unruhe, so töricht es mir selbst vorkam. Ich wartete eine Woche, zwei Wochen über den festgesetzten Termin hinaus — vergeblich. An eine Unehrlichkeit Marias konnte ich nicht glauben. So ging ich denn, mehr aus Neugier als aus Verlangen, meine Wäsche wiederzubekommen, eines Tages um die Dämmerung in ihre Wohnung. Ich schaute ins Elend . . .

Maria lag auf einer Pritsche, in bunte, verschossene Decken gehüllt, und schien zu schlafen. Ihr Gesicht war bleich, eingefallen. Wie künstlich geschwärzt, stachen Wimpern und Augenbrauen von dieser Totenbläße ab. In einem verblichenen, abgesessenen Lehnstuhl am Kopfende ihres Lagers saß gebückt der Alte und murmelte ein Gebet vor sich hin. Mein Gruß hatte ihn erschreckt. Er wischte sich über die Augen und fragte: „Wer ist da?" — Sein Gesicht mit den toten Augen starrte reglos wie eine Maske in den schwach erhellten Raum.

Ich nannte meinen Namen und den Grund meines Kommens. Da schlug Maria die Augen auf und antwortete leise an ihres Vaters Stelle:

„O Herr, Sie dürfen nicht böse sein. Ich konnte nicht! Vielleicht in einer Woche schon bringe ich Ihre Sachen, wenn Sie nur Geduld haben wollen."

Ich beruhigte sie: „Es eilt nicht, Maria. Ich wollte nur um Ihr Schicksal wissen."

Vielleicht war es das übergroße Weh, das mich so vertraut zu ihr sprechen ließ. Aber ich sah, wie es ihr wohltat.

„Ich habe von Tag zu Tag gehofft," sprach sie, „aber es sitzt so tief da drinnen."

Sie legte die Hand auf die Brust und hustete hart.

„Was sagt der Doktor?" fragte ich.

Ein leichtes Kopfschütteln antwortete mir, und der alte Vater seufzte schwer. Da wußte ich, daß noch kein Arzt über die Schwelle gekommen war.

Mühsam suchte ich Worte des Trostes und bat, ihr und ihrem Vater helfen zu dürfen. Dann ging ich.

Andern Tages kam ich mit einem Arzte wieder, den ich später beiseite nahm und ihn um die Wahrheit fragte.

„Es wird ein Auslöschen. Ich gebe ihr nicht länger mehr als eine Woche."

„Der arme, hilflose Alte!" entfuhr es mir. Ich fühlte ein Brennen im Halse.

Der Doktor nickte und ging hinaus in den tropisch heißen Mittag. Drinnen im feuchten Gemach der beiden aber wuchs neue Lebenshoffnung auf, der ich nicht widersprechen konnte.

„Nun wird alles gut, Herr!" sprach Maria, und Fieberröte färbte ihre Wangen. „Wie soll ich Ihnen danken!"

Der blinde Vater preßte meine beiden Hände, und ich fühlte seine Tränen.

Abend für Abend saß ich von nun an bei ihnen. Rührend, wie in Maria die Hoffnung wuchs, wie sorglich sie die bittere Medizin schluckte und sich ans Leben klammerte. Ich wußte, ohne daß sie es aussprach: Um des hilflosen, blinden Vaters willen!

Der Arzt hatte unrecht. Es vergingen Wochen, der Herbst schickte seine Vorboten, aber das Lämpchen Marias flackerte noch immer. Ich wußte alles aus dem Leben Petrucha Awdjejews. In den Abendstunden, die ich bei ihm saß, erzählte er mir mit der Breite und Ausführlichkeit des Alters. Es war die Tragödie der Unterdrückung eines mutigen, aufrechten Menschen. — „Das Letzte kann mir Gott nicht nehmen, Herr! Wie sollte man sonst noch glauben können!"

Als im Muschtaid die Herbststürme in den Bäumen rissen und das gelbe Laub die still gewordenen Promenaden deckte, schlief Maria Awdjejew ruhig ein, wie eine Kerze verlöscht, die abgebrannt ist.

Ich saß bei ihnen, und Petrucha erzählte aus vergangenen Tagen. Er kam darüber so in Eifer, daß wir vergaßen, nach der Kranken zu sehen, die zu schlafen schien. Als ich um die Mittagsstunde mich erhob und davongehen wollte, griff ich nach Marias Hand, um der Schlafenden Lebewohl zu sagen. Sie war kalt.

Ich fühlte den Griff des Todes bis ins Herz. Der Augenblick war der grausamste meines Lebens. Ich wußte nicht, sollte ich schweigen und davon gehen, ohne dem Alten die Wahrheit zu sagen und seine Verzweiflung sehen zu müssen? Allein mein Schweigen wäre Feigheit vor mir selbst gewesen, es konnte die Schwere nicht aufheben oder sie auch nur mildern. Ich legte meine Hand in die des Greises und sprach:

„Petrucha, nun hat sie doch ein besseres Los gewählt und ist von uns gegangen."

Der Blinde saß wie gelähmt. Lange nachher hat sein Schmerzensschrei noch in meinen Träumen nachgeklungen. Die ganze Nacht lag er wimmernd auf den Knien vor dem Sterbelager Marias. Ich blieb bei ihm und wachte.

Am Morgen ging ich davon, um die nötigen Wege zu besorgen und so der Toten den letzten Dienst zu erweisen. Ich schloß die Tür hinter mir ab. Gegen Mittag erst kehrte ich zurück. Auf der Schwelle stockte mein Fuß. Petrucha Awdjejew war seinem Kinde nachgefolgt, da auf Erden nichts mehr für ihn übrig blieb. Vor ihrer Ruhestatt lag er, die Pulsader geöffnet, und rührte sich nicht mehr.

Die Tragödie eines Lebens war ausgespielt.

Der Fuchs und der Hase.

Eine finnische Fabel. Nacherzählt von Anna Reitzke.

Der Fuchs traf eines Tages den Hasen.

Spöttisch und hochmütig sah der Fuchs den Hasen an. Dieser wackelte freundlich mit seinen Löffeln und wartete auf die Anrede des Fuchses.

„Wer fürchtet dich?" sagte er endlich nach einer ganzen Weile, sichtlich ärgerlich, daß der Hase so gemütlich mit den Ohren wackelte in seiner großmächtigen Gegenwart.

„Wer fürchtet d i ch?", fragte der Hase dagegen.

„Alle fürchten mich", prahlte der Fuchs. „Siehst du nicht, daß ich einen langen, buschigen Schwanz habe? Alle Tiere, die mich von weitem sehen, halten mich natürlich für einen Wolf. Darum fürchten sie mich. Aber dich fürchtet niemand."

„Wollen wir wetten?" sagte der Hase, der heute seinen vergnügten, mutigen Tag hatte und im Stillen sich über den eitlen Fuchs lustig machte und überhaupt kein bißchen Angst hatte. „Ich werde dir zeigen, daß man mich fürchtet."

Der Fuchs willigte in die Wette. Beide gingen erst noch ein bißchen spazieren. Bald sah der Hase eine Schafherde friedlich neben einer Hecke ruhen. Sie hatten jedes den Kopf auf den Hals des andern gelegt, und so schliefen sie friedlich.

Mit einem Satz sprang jetzt der Hase mitten unter die ruhenden Schafe, so daß diese, zu Tode erschrocken, so schnell sie konnten, nach allen Richtungen davonstürzten.

„Siehst du, wie man mich fürchtet?" rief der Hase frohlockend aus. — Und dann mußte er unbändig über das erstaunte, dumme, überraschte Gesicht des Fuchses lachen.

Aber bei diesem tollen Lachen riß dem Hasen das Maul auf. Seit jener Zeit hat er die „Hasenscharte".

Das kommt von der Schadenfreude.

Der Fuchs aber ging nachdenklich von dannen. Und mir ist nicht bekannt, ob er sich nach diesem Begebnis noch einmal mit dem Hasen in ein Gespräch eingelassen hat.

Aber auch der Hase mied den Fuchs seitdem, weil er dessen Spott fürchtete seiner gekreuzten Schnauze wegen, die sich auf alle nachfolgenden Hasen vererbte.



Bunte Chronik



* **Photographie auf sechs Kilometer Entfernung.** Nach einem Bericht aus Haag soll ein holländischer Telegraphenbeamter einen Apparat für Photographie auf weite Entfernung erfunden haben, mit dem man Aufnahmen bis zu sechs Kilometer machen kann. Das holländische Kriegsministerium hat einen Apparat angekauft.

*

* **Kaiserliches Vorrecht.** Bis zum Jahre 1781 gehörte in jedem bürgerlichen Haus in Wien das dritte Stockwerk dem Kaiser, der jeden unentgeltlich einquartieren konnte, der dafür in Betracht kam. Gewöhnlich waren es Hofbeamte und kaiserliche Räte, die in solchen Häusern Quartier nahmen. Solche von Hofchargen bewohnte Häuser wurden mit einer großen schwarzen Tafel ausgezeichnet, die Name und Stand des Bewohners trug und an der Haustür prangte. Erst Kaiser Josef II. gestattete den Hauseigentümern, sich mit einer Geldsumme von dieser drückenden Last loszukaufen.

*

* **Heirat per Telephon.** Ein Stepptänzer, der in Liverpool auftrat, hatte sich in die Bilder einer Tänzerin verliebt, welche in London engagiert war. Eines Abends hielt er es vor Sehnsucht nicht mehr aus, meldete ein Ferngespräch an und ließ die Dame seines Herzens an den Apparat kommen. Er stellte sich vor und fragte, ob sie seine Frau werden wolle. Statt ja zu sagen, fragte die Dame gleich: „W a n n d e n n?" — „Natürlich umgehend", erwiderte er. Und so nahm sie Urlaub, kam herübergefahren, und wenige Tage später (in England sind bei dringenden Gelegenheiten Lizenzen sehr schnell zu bekommen) waren beide ein Paar. Allerdings muß man bedenken, daß die Heirat t e l e p h o n i s c h hergestellt wurde. Die beiden müssen also aufpassen, damit die V e r b i n d u n g nicht plötzlich g e t r e n n t wird.

*

* **Zwei Jahrtausende alter Puder.** In der im Nordosten von Korea liegenden Stadt Phengyang wurde kürzlich eine Grabstätte freigelegt, die aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. stammen dürfte. Unter den zahlreichen Beigaben, die verrieten, daß das Grab die Überreste einer vornehmen Dame barg, befand sich auch eine ziemlich große und hübsch gearbeitete Metallbüchse, die mit einer ganzen Anzahl kleinerer Büchsen und Döschen angefüllt war. Von den Büchsen, die wohl einst alle möglichen kostbaren kosmetischen Mittel enthalten hatten, waren die meisten leer, doch in einer kleinen und zierlich getriebenen Dose befand sich noch ein Rest des feinsten weißen Puders. Daß sich die Damenwelt auch vor zweitausend Jahren schon puderte, wußte man allerdings schon längst, aber daß sich solcher Puder zwei Jahrtausende lang hielt und sogar seine weiße Farbe nicht einbüßte, ist jedenfalls ziemlich einzig dastehend.

Lustige Rundschau



* **Möglich.** „Sie halten mich wohl für ein Kamel?" — „Nein, aber ich kann mich irren!"

*

* **Zielscheibe.** Es war anno dazumal. — Die Rekruten lernten schießen. Auf ein breites Scheunentor. Meier verfehlt selbst dieses Ziel. — „Wie willst du Kerl im Kriege bestehen," wettert der Offizier, „wenn du nicht einmal das Tor triffst?" — „Das macht nichts", weiß sich da der Soldat Rat, „alle Feinde werden sicher nicht durch das Tor kommen. Ich treffe eben die, die nebenher laufen."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. H e p k e in Bromberg.
Druck und Verlag von A. D i t t m a n n G. m. b. H. in Bromberg.